

FRITZ PETER KNAPP

Blüte der europäischen Literatur des Hochmittelalters 1

Gelehrtes und religiöses Schrifttum – Epos



Hirzel Verlag

Fritz Peter Knapp
Blüte der europäischen Literatur des Hochmittelalters
Teil I

Fritz Peter Knapp

**BLÜTE DER EUROPÄISCHEN LITERATUR
DES HOCHMITTELALTERS
TEIL 1**

Gelehrtes und religiöses Schrifttum – Epos

Umschlagabbildung:

Massenschlacht aus Codex Vindobonensis © ÖNB Wien: Cod. 2670 (Faks.), fol. 66r

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© S. Hirzel Verlag, Stuttgart 2019

Satz: DTP + TEXT Eva Burri, Stuttgart

Druck: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-7776-2651-2 (Print)

ISBN 978-3-7776-2768-7 (E-Book)

Meae uxori obitae

INHALTSVERZEICHNIS

TEIL I

Einleitung	9
1. ‚Volkstümliche‘ Gattungen	17
2. Artesliteratur, Briefliteratur, Enzyklopädie und Liebeslehre	21
3. Philosophie und Theologie	43
4. Predigt, Erbauungsliteratur, Visionen	63
5. Hagiographie und Mirakelliteratur.....	99
6. Geschichtsschreibung.....	153
7. Biblisches und historisches Epos.....	181
8. Heldenepos.....	221
Literaturhinweise für das Gesamtwerk (Teil I–III).....	279
Abkürzungsverzeichnis für das Gesamtwerk (Teil I–III).....	307
Autoren- und Werkregister Teil I.....	311

TEIL II

9. Versroman I: Historischer und ‚realistischer‘ Roman.....	9
10. Versroman II: Artusroman	75
11. Versroman III: Gralroman	129
12. Prosaroman	167

INHALTSVERZEICHNIS

13. Kleinepik	221
14. Fabel und Tierepik	279
15. Lehrdichtung und Allegorie.....	323
Literaturhinweise für das Gesamtwerk (Teil I–III)	361
Abkürzungsverzeichnis für das Gesamtwerk (Teil I–III).....	389
Autoren- und Werkregister Teil II.....	393

TEIL III

16. Liturgische, paraliturgische und geistliche Lyrik.....	9
17. Liebeslyrik.....	65
18. Satirische, didaktische und politische Lyrik	133
19. Schauspiel.....	177
20. Altnordische Gattungen: Skaldendichtung – <i>Edda</i> – Saga	219
Literaturhinweise für das Gesamtwerk (Teil I–III)	269
Abkürzungsverzeichnis für das Gesamtwerk (Teil I–III).....	297
Autoren- und Werkregister Teil III.....	301

EINLEITUNG

Die Historiker an den Universitäten vermerken gegenwärtig mit Freude ein gestiegenes allgemeines Interesse am Mittelalter. Die Literaturwissenschaft kann jedoch von diesem Interesse wenig profitieren. Zu den großen Mittelalterausstellungen darf sie meist nur illustrierte Handschriften beibringen. Die Lektüre von Texten in der mittelalterlichen Originalsprache nimmt selbst im Hochschulstudium der Muttersprache immer mehr ab und verschwindet in dem der Fremdsprachen so gut wie völlig. Das trifft auf alle Länder des okzidentalen Europa zu, außer auf diejenigen, wo man – wie in Italien oder auf Island – heute noch die Sprache des Mittelalters auch ohne Studium so einigermaßen versteht. Meist begnügt man sich mit Übersetzungen in die moderne Sprachform, die ihrerseits keine ästhetischen Ansprüche stellen oder gar das Original sprachkünstlerisch ersetzen wollen, wie es etwa die klassischen Übersetzungen Homers versucht hatten. Und in der Tat sind Übersetzer gegenüber einer älteren Form der eigenen Sprache gerade wegen der bestehenden Kontinuität hilfloser als gegenüber Fremdsprachen.

Der bereitwillige Griff zur Übersetzung könnte allerdings zumindest einen Vorteil haben: Er müßte die Bevorzugung der jeweils eigenen älteren Sprachstufe gegenüber fremden obsolet machen. Aber dem steht nach wie vor nicht nur die nationalphilologische Parzellierung der Literaturwissenschaft, sondern das national beschränkte kulturelle Gedächtnis überhaupt entgegen. Nicht nur Frankreich pflegt in allererster Linie sein eigenes *patrimoine* – ohne dies freilich großzügig auf die altfranzösische Sprache auszudehnen, die selbst in der französischen Literaturwissenschaft vielfach als barbarisch gilt (und daher meist einfach neufranzösisch ausgesprochen wird). In den neuesten Bänden der großartigen *Bibliothèque de la Pléiade* erscheinen unterhalb der neufranzösischen Version die altfranzösischen Originaltexte im Druck bis zum Augenpulver verkleinert. Dabei hätten es die heutigen Franzosen sprachlich etwa mit Chrétien de Troyes nur halb so schwer wie die Deutschen mit Wolfram von Eschenbach. Beide Autoren würden es aber gleichermaßen verdienen, im Original gelesen zu werden. Für Friedrich Schlegel war Wolfram von Eschenbach noch der größte deutsche Dichter und Walther von der Vogelweide für Heinrich Heine der größte deutsche Lyriker. Beraubt man sie allerdings ihrer originalen Sprachkunst, so verlieren sie in Übersetzung auch für deutsche Augen und Ohren ihr Privileg vor dem Franzosen Chrétien de Troyes, dem Provenzalen Bernart de Ventadorn oder dem Italiener Dante, ebenso wie vor anderen Autoren der gesamten Weltliteratur.

Ein Privileg sollte den im vorliegenden Buch genannten Autoren gleichwohl zugestanden werden: Sie gehören dem abendländischen Europa an, dessen Tradition ohne Zweifel bis in die neueste Zeit anhält, ja durch die europäische Einigung einen

neuen Impuls erhalten müßte. Doch diese bezieht sich in erster Linie auf die Wirtschaft, schon deutlich weniger auf die Gesellschaft, kaum jedoch auf das kulturelle Erbe. Gerade das alte Europa zeichnet sich jedoch – namentlich im 12./13. Jh. – durch eine kulturelle Homogenität aus, welche in der Geschichte nie mehr erreicht wurde, verursacht insbesondere durch eine enorme Ausstrahlungskraft Frankreichs seit ca. 1100 nach allen Richtungen. *Roman courtois* und *amour courtois* sind im Mittelalter Gemeingut von England bis Tschechien, von Norwegen bis Italien. Die Gründe für diese Ausstrahlungskraft sind immer noch nicht hinreichend geklärt; ein wesentlicher bestand jedenfalls in der besonders energischen Erneuerung der antiken Kultur in den ‚Renaissancen‘ des neunten und zwölften Jahrhunderts in diesem Teil des damaligen bzw. ehemaligen Karolingerreiches. Die Renaissance des 14.–16. Jh. ließ dann freilich den Glanz der klassischen Antike den des ‚finsternen‘ Mittelalters weit überstrahlen, was durchaus zu einem gewissen Kulturbruch führte, den auch die Mittelalterbegeisterung der Romantik nicht aufzuheben vermochte. So sind heute gewiß Homer, Sophokles, Vergil und Horaz im kulturellen Gedächtnis der Gebildeten viel fester verankert als die oben genannten bedeutenden mittelalterlichen Autoren, was nur zum geringsten Teil in dem überzeitlichen ästhetischen Wert ihrer Werke begründet liegt.

So gehört es nach wie vor zu den wichtigsten Aufgaben der mediävistischen Literaturwissenschaft, einem modernen Publikum, das bewundernd vor den gotischen Kathedralen steht, obwohl die Renaissance doch diese gotische (d. h. barbarische!) Kunst verachtet hatte, auch einen Zugang zu der aus dem gleichen Formgefühl erwachsenen mittelalterlichen Dichtung zu eröffnen. Dabei sollte es sich von selbst verstehen, daß der Blick ebensowenig wie bei der – ursprünglich von der Île de France ausgehenden – gotischen Baukunst durch Landesgrenzen beschränkt sein darf. Dieser Blick wird jedoch nach wie vor durch die Fülle der Sprachen und Werke verstellt. Zwar hat die Zusammenarbeit zahlreicher Fachgelehrten zu etlichen verdienstvollen Darstellungen der gesamten europäischen Literatur des Mittelalters geführt. Genannt seien nur der zweite Band der *Propyläen Geschichte der Literatur* (1982) und die Bände sechs bis acht des *Neuen Handbuchs der Literaturwissenschaft* (1978–1985). Aber abgesehen von den Einleitungen und dem einen oder anderen komparatistischen Artikel mußte sich hier doch der Leser selbst erst die Zusammenhänge zwischen den verschiedensprachigen Literaturen herstellen. Und Vollständigkeit wurde hier selbstverständlich von vornherein gar nicht angestrebt. Adolf Ebert hatte dies seinerzeit ab 1874 mit seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande* versucht, war aber nach dem dritten und letzten erschienenen Band 1887 erst am Beginn des 11. Jahrhunderts angelangt und hatte es ganz überwiegend nur mit lateinischen Texten zu tun gehabt. Eine durchaus sinnvolle Beschränkung hatte sich aber schon diese Darstellung auferlegt, die auch später selten aufgebrochen wurde, die auf das Abendland oder – wie man jetzt meist unter Vermeidung des ideologisch belasteten Ausdrucks sagt – auf Lateineuropa. (Das berechtigt freilich noch lange nicht, die volkssprachigen Literaturen allesamt als eine Art Anhängsel der lateinischen zu betrachten, wie dies Karl Langosch 1990 in seinem

kursorischen, sich auf die Fakten beschränkenden, vom 6. bis zum 12. Jh. reichenden Überblick *Mittelalter und Europa* ohne jeden Bezug auf die Forschung unternimmt.)

Eberts in den Anfängen steckengebliebener Versuch hat offenbar eher abschreckend gewirkt. Umso größeres Aufsehen hat dann fast hundert Jahre später Karl Bertaus *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter* (1972–73) erregt. Aber Bertaus Konzept hat mit dem Eberts gar nichts zu tun. Trotz aller Detailschärfe an unzähligen Stellen bleibt Bertau nie dem Material verhaftet, sondern erhebt sich in seiner von Walter Benjamin inspirierten geschichtsphilosophischen Sicht weit darüber hinaus, privilegiert freizügig die ihm wichtig erscheinenden Befunde zugunsten anderer und zeigt stets den Mut zur Lücke. Ausgangspunkt ist die allgemeine Geschichte des mittelalterlichen Reiches (*Imperium Romanum*) und seiner Nachbarn von Karl dem Großen bis ca. 1220, aus welcher sich dann die behandelten literarischen Werke in dialektischer Entwicklung zielgerichtet ergeben. Das wird in einer immer geistreichen, oft aber sehr subjektiven Art und Weise dargestellt. Gleichwohl ist offenbar in der heutigen Forschung von der Sensation, welche das ingeniose Werk damals machte, erstaunlich wenig geblieben.

Viel schlichter kam mehr als zehn Jahre früher ein amerikanisches Buch daher: *The Literature of the Middle Ages* von William T. H. Jackson (1960). Es konzentriert sich auf das 12. und 13. Jahrhundert und die hervorragenden Dichtungen, geht grundsätzlich komparatistisch-literaturwissenschaftlich vor und von den wichtigsten Literaturgattungen aus, bedient sich einer einfachen Sprache und will möglichst wenig Wissen voraussetzen. Der Erfolg des Buches zeigte sich an seiner deutschen Übersetzung 1967. Diese wurde mit dem Untertitel ‚Eine Einführung‘ versehen, konnte aber als solche in dem nationalphilologischen Fächersystem im deutschen Sprachraum offenbar nur wenig reüssieren. Das amerikanische Unterrichtssystem, das viel mehr mit Übersetzungen arbeitet, leistet der vergleichenden Literaturwissenschaft eher Vorschub. Andererseits kann sich die Vernachlässigung der sprachlichen Seite für die ästhetische Einschätzung eines Werkes auch sehr nachteilig auswirken. Abgesehen davon neigt Jackson mitunter zu recht oberflächlichen und simplifizierenden Urteilen, die nicht immer der didaktischen Absicht geschuldet scheinen.

Trotzdem steht der vorliegende Versuch dem von Jackson gewählten Texttyp weit näher als Bertaus Buch. Denn er ist ebenfalls gattungsgeschichtlich konzipiert und konzentriert sich auch auf das 12. und 13. Jahrhundert. Aber es setzt beträchtlich mehr voraus, nicht nur eine ungefähre Vorstellung von der allgemeinen Geschichte des mittelalterlichen Abendlandes, sondern auch sozial-, kultur-, sprach-, ideen- und formgeschichtliche Grundkenntnisse. Diese habe ich mit meinen *Grundlagen der europäischen Literatur des Mittelalters* (2011) zu vermitteln versucht, worauf der Leser im Text vielfach verwiesen wird (durchgehend mit der Sigle G und der Seitenzahl). Jackson wollte das Wichtigste davon in den ersten drei Kapiteln seines Buches liefern, wodurch für die Darstellung der Gattungen selbst (in der deutschen Fassung) nur dreihundert Seiten, also eine notgedrungen recht grobe Skizze, übrigblieben.

In meinen *Grundlagen* wird auch die Beschränkung auf das abendländische (lateineuropäische) Hochmittelalter kurz begründet. Zu der für einen sinnvollen Vergleich nötigen Einheitlichkeit des Gegenstandes – welche bei einer Ausweitung auf das griechisch-slavisches-orthodoxe und das islamische Mittelalter nicht mehr gewährleistet scheint – tritt die Vorstellung der Blüte der Literatur, die nun bereits im Titel des Buches erscheint. Die Metapher der Blüte soll kein biologisches Wachstum geistiger Hervorbringungen suggerieren, sondern nur die literaturgeschichtliche Situation im 12./13. Jh. mit einem Kürzel umschreiben, in welcher die lateinische Literatur sowie die romanischen und germanischen Literaturen mit gewissen zeitlichen Verschiebungen, aber grosso modo gleichzeitig ihren quantitativen und qualitativen Höhepunkt erreicht haben. Freilich lassen sich Einwände gegen diese Simplifikation vorbringen: Die lateinische Literatur, die sich ja einigermaßen kontinuierlich aus der antiken entwickelt, bringt auch schon viele Meisterleistungen in früheren Jahrhunderten hervor. Die italienische und spanische Literatur erreichen ihren Gipfel erst im 14. Jh. Die keltischen Literaturen stehen ohnehin in vielerlei Hinsicht abseits und erinnern uns an die auch nicht geringen Defizite, welche die oben angesprochene Einheitlichkeit des Abendlandes trotz allem aufweist. Zudem ist die Rechnung ohne die mündliche Dichtung gemacht, deren natürlich stets spekulative Einbeziehung ein durchaus anderes Bild ergäbe. Wir werden darauf zurückkommen müssen. Selbst die zeitlichen Grenzen 1100 und 1300 sind nicht genau zu nehmen. Der Schwerpunkt liegt auf dem Zeitraum ca. 1150 bis ca. 1250. Ausgriffe auf die Wurzeln der literarischen Entwicklung erfolgen selektiv, dann aber gelegentlich auch über 1100 zurück. Ähnliches gilt für die Zeit nach 1250, wo nur besondere Exemplare der Nachblüte (wie der zweite Teil des *Roman de la Rose*) herausgehoben werden.

Auch innerhalb dieser räumlichen und zeitlichen Grenzen ist eine strenge Auswahl aus der gewaltigen Materialfülle unerlässlich. Nicht leicht zu bestimmen sind die Kriterien der Auswahl. Nicht angezeigt erscheint eine völlige Einschränkung auf die Dichtung, wie sie Jackson vorgenommen hat. Sowohl die klassische wie die mediävistische Philologie haben mit gutem Grund für ihre Literaturgeschichten einen sehr breiten Literaturbegriff vorgegeben, der gar kein Schrifttum von vornherein ausschließt. Gleichwohl wird man in einer mittelalterlichen Literaturgeschichte Denkmäler, die einen rein technischen Charakter aufweisen und in ihrer Gebrauchsfunktion für die Lebenspraxis aufgehen, kaum suchen: Inschriften, Urkunden, Register, Gesetze, Weistümer, Gerichtsordnungen, Verbrüderungsbücher, Nekrologien, Ämterlisten, Genealogien und andere Personenverzeichnisse, Traditionsbücher, Urbare und andere Sachverzeichnisse, Rechnungsbücher, Kalendarien, Rezepte, Arzneibücher, Handwerksbücher und dergleichen. Minimale Anforderungen an die sprachliche Gestalt sollten grundsätzlich erfüllt sein. Was außerhalb des sprachlichen Codes steht, wie die Mathematik, fällt a limine aus. Aber auch mit naturwissenschaftlichen Schriften aus der Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Medizin etc. soll der Leser nur behelligt werden, wenn sie ausdrücklich naturphilosophische Interessen verfolgen. Am ande-

ren Ende der Skala steht die Sprachkunst im engeren Sinn. Ihr muß das Hauptinteresse gelten. Das läuft dann natürlich doch auf eine Privilegierung der Dichtung (unter Einschluß der dichterischen Prosa) hinaus, auch wenn wissensvermittelnde Texte von hoher ideengeschichtlicher Bedeutung, aber vergleichsweise geringem ästhetischem Anspruch nicht gänzlich ausgegrenzt werden. Über diese Bedeutung muß aber von Fall zu Fall entschieden werden, und jeder Kritiker wird hier andere Lücken bemängeln. Auf jeden Fall erhalten wissenschaftliche, unterweisende und erbauliche Schriften weniger Raum als poetische, sprachkünstlerische und unterhaltende.

Die Auswahl der Denkmäler aus den einzelnen Literatursprachen muß zuerst einmal von ihrer Ausstrahlungskraft gesteuert sein. Im Zentrum steht dann im 12. und 13. Jahrhundert Frankreich, wo die lateinische Scholastik, die okzitanische Liebeslyrik und der französische höfische Roman entstehen und von dort in mannigfaltigen Transformationen ins ganze Abendland übernommen werden. Das anglonormannische England kann dabei ohnehin als integrierender Bestandteil der französischen Kultur gelten. Aber auch die Auswirkungen auf Deutschland sind beträchtlich. Die Ausführlichkeit, mit welcher die deutsche Literatur im vorliegenden Band behandelt werden wird (mit gelegentlichem Blick auf die eng verwandte niederländische Literatur), verdankt sich freilich nicht einer besonderen Nähe zu Frankreich, die in Italien oder Spanien ja nicht geringer war, sondern der Ausrichtung dieses Buches auf deutschsprachige Leser. Hinzu kommt hier aber als Argument noch die außerhalb des französischen Einflusses stehende einheimische Tradition, insbesondere die der Heldenepik aus germanischer Wurzel. Diese wird in der Diskussion der mündlichen Dichtung eine große Rolle spielen. Neben dem gemeinsamen Ursprung fällt dabei auch eine spätere Ausstrahlung deutscher Nibelungen- und Dietrichepik auf Skandinavien ins Gewicht.

Skandinavien, insbesondere Island, hat da inzwischen eine reiche originelle Dichtung geschaffen, die eine viel einläßlichere Darstellung verdienen würde, als sie hier geliefert werden kann. Da sie ihrerseits aber kaum auf die geistigen Zentren des okzidentalischen Europas einwirkt, muß sie doch in den Hintergrund treten. In noch höherem Ausmaß gilt dies für die keltischen Literaturen, die im Hochmittelalter ganz an den Rand gedrängt werden. Allerdings gelangen auf mündlichem Wege eine Menge britannisch-bretonischer Mythen und Sagen ins Französische und von hier wiederum ins ganze Abendland. Spanien und Italien schließlich übernehmen eifrig okzitanische und französische Literaturprodukte, vorerst aber vor allem in der leicht überformten Fremdsprache und entwickeln ihre eigene Produktion erst langsam, ehe sie ihrerseits im 14. Jh. ihren ersten Höhepunkt erreicht. Sie werden daher in diesem Buch weithin vernachlässigt. Dasselbe gilt für die slawischen Literaturen, die dem Abendland zugerechnet werden können. Auch die älteste davon, die tschechische, bringt die ersten wichtigen Denkmäler erst im 14. Jh. hervor.

Was aber ist ein wichtiges Denkmal? Die literarische Wertung gehört bekanntlich zu den prekärsten Geschäften der Literaturwissenschaft. Unbestreitbar wird aber keine

Literaturgeschichte ohne sie auskommen können, und eine, welche die Blüte im Titel trägt, schon gar nicht. Sie kann gleichsam nur den Höhenkamm literarischer Leistungen abschreiten und nur kurze Blicke in die Täler werfen, um das Panorama abzurunden. Selbst unter den Gipfelpunkten muß ausgewählt werden, insbesondere in der Lyrik. Als Kriterien der Wertung, die sich vergleichsweise objektiv begründen lassen, dienen (1) die Repräsentativität oder Ausnahmestellung in der Entstehungszeit, (2) historische ästhetische Wertmaßstäbe, (3) die Zeugnisse für die Wertschätzung beim zeitgenössischen und späteren Publikum sowie für die Wirkungsmächtigkeit in der Tradition. Das alles wird aber nicht reichen. Man wird die Frage nach der viel schwerer objektivierbaren überzeitlichen, universalen literarästhetischen Qualität stellen und – wie subjektiv auch immer – beantworten müssen. Das Ergebnis ist dann zwangsläufig vielfach ein in den einzelnen Nationalphilologien bereits üblicher Kanon von Meisterwerken (meist festgehalten in diversen Anthologien), welche dem Fachmann schon zum Überdruß interpretiert scheinen, sich im komparatistischen Vergleich aber vielleicht doch ein bißchen anders ausnehmen mögen. Zur ersten Orientierung herausgehoben sind im vorliegenden Buch ‚Meisterwerke‘ durch das Zeichen *. Doch geschieht dies grundsätzlich nur bei Dichtungen. Etwa einem Meisterwerk der Geschichtsschreibung wie der Chronik Ottos von Freising wird es vorenthalten. Literarische Vorzüge und Mängel müssen jedoch hier wie allenthalben immer wieder benannt werden, mögen sie auch der gegenwärtigen Forschung als weithin unbeweisbar gelten.

Das richtige Verhältnis zwischen Primärinformation (Entstehung, Überlieferung, Inhalt) und Interpretation der einzelnen Denkmäler zu finden fiel gar nicht leicht. Das hier gewählte stärker exemplarische Vorgehen legt jedoch die Beschränkung der reinen Wissensvermittlung nahe, welche in den einschlägigen Handbüchern besser geleistet werden kann. Damit verringern sich v. a. die Informationen über die äußere Literaturgeschichte (regionale Zentren und Traditionen, literarisches Leben, Mäzenatentum [G 199–218], Interdependenz der Gattungen etc.) zugunsten der Gattungsgeschichte naturgemäß beträchtlich. (Der Verzicht auf die Erörterung philologischer Detailfragen, auch gelegentlicher Abweichungen von den zitierten Ausgaben, versteht sich wohl von selbst.)

Es werden ca. zwei Dutzend gattungsgeschichtliche Längsschnitte geboten und aus ihnen ausgewählte *Meisterwerke herausgehoben und ausführlicher besprochen – einschließlich ausführlicher Inhaltsangaben, die trotz des Petitdrucks keine Leser überspringen sollte. In Kap. 20 wird das Wichtigste zur altnordischen Literatur zusammenfassend nachgetragen, gleichsam als Anhang, da die hier ausgeformten Gattungen im übrigen Europa nur vage Entsprechungen haben. Insgesamt kann selbstverständlich nur ein Überblick aus großer Höhe geboten werden, der unzählige wichtige Einzelheiten zu sehen verwehrt. Das gilt leider nicht nur für das Ergebnis, sondern schon für die Arbeit, die dazu geführt hat. Die Aufgabe hat die Kompetenz des Schreibenden schlicht überstiegen. So läßt sich für den vorliegenden Band dasselbe sagen, was Arthur G. Rigg in der Einleitung zu seiner *History of Anglo-Latin Literature* 1992 geschrieben hat (S. 1):

This book [...] suffers from too sketchy a knowledge of the primary sources and even more from too little reading in secondary works. It is full of hasty generalizations, even prejudices. It is, however, a map of sorts, and, as such, it is something that has not been available before.

Die Annäherung an die Materie ist notgedrungen vor allem über Handbücher, Lexika und Überblicksdarstellungen erfolgt. Nur in den Abschnitten, die den ausgewählten Meisterwerken gewidmet sind, darf der Leser sich darauf verlassen, daß die Darstellung unmittelbar aus den Primärquellen schöpft. Sonst wurde sogar häufig auf die Suche nach der neuesten, oft schwer zugänglichen Textedition verzichtet. Die neu-hochdeutsche Übersetzung der Originalzitate stammt, wo nicht ausdrücklich anders vermerkt, grundsätzlich vom Verfasser dieses Buches. Die selektive Benutzung der Forschungsliteratur wurde nicht nur durch ihre Masse und oft begrenzte Erreichbarkeit erzwungen. Eine Darstellung wie die vorliegende, die selbst viele Jahre in Anspruch genommen hat, kann nicht dazu bestimmt sein, einen momentanen Forschungsstand, der morgen schon ein anderer sein kann, abzubilden, sondern sollte zumindest für einige Jahrzehnte lesenswert sein. Sie ist erwachsen aus dem jahrzehntelangen Umgang mit den Texten und ihren Interpretationen, jedoch nicht aus dem Glauben an einen unablässigen segensreichen Fortschritt der Forschung. Natürlich können deren neuere Ergebnisse ältere obsolet machen, diese sich jedoch im Laufe der Zeit auch überraschend als beständig oder überlegen erweisen. Die Geisteswissenschaften kennen viele veritable Irrwege, die sich oft erst nach Jahrzehnten als solche erweisen. Als ein solcher kann etwa (in den 60er und 70er Jahren des 20. Jh.) die Erklärung des Aufschwungs der volkssprachlichen Lyrik und Epik im 12. Jh. durch den Aufstiegs willen des Kleinadels oder (im frühen 21. Jh.) die positivistische Reduktion der mittelalterlichen Literatur auf die unmittelbar greifbaren, tatsächlich überlieferten handschriftlichen Texte gelten.

Die Forschung wird im Literaturverzeichnis am Ende des Bandes dokumentiert. Einschlägige Werke, v. a. Handbücher, erscheinen abgekürzt auch am Beginn des betreffenden Abschnitts. Einzelne Forschungsreferenzen werden dann nur noch in Ausnahmefällen angebracht. Solche und weitere, indirekte und wörtliche Zitate erhalten ihren Nachweis in Klammern (Autor oder Kurztitel mit Jahreszahl und ggf. Seitenzahl). Fußnoten werden vermieden. Der gelehrte Apparat soll den Lesefluß nicht hindern. Es wird die alte Rechtschreibung beibehalten.



1. ,VOLKSTÜMLICHE‘ GATTUNGEN

Lit.: AaTh – DLFMA – EM – GDLABN – GRLMA – LMA – NHL – RDL – RGA -- Suchier 1913
– Jolles 1930 – Knapp LG I 1994 – Dronke 1977 – Sachwörterbuch der Mediävistik 1992 – Zink
1992 – Medieval Scandinavia 1993.

Die vom Humanismus geprägte Bezeichnung „Mittelalter“ gibt eine subjektive, nicht in der Sache begründete negative Einschätzung der ‚mittleren‘ Epoche zwischen Antike und Renaissance kund. Um dieser Bezeichnung doch etwas Positives abzugewinnen, könnte man sie vielleicht als Metonymie der tatsächlichen verschiedenartigen Zwischenstellung der Geisteswelt dieses Zeitalters gelten lassen: zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, zwischen Gelehrtensprache und Volkssprache, zwischen Kirche und Laienwelt, zwischen Traditionalität und Ursprünglichkeit usw.

Die Ethnologie hat bei allen sogenannten primitiven Kulturen zumindest Ansätze zu dichterischem Ausdruck festgestellt. Anrufung und Beschwörung der Kräfte der Natur und alles Numinosen, Rühmung des Anführers, feierliches Gedenken, Vermittlung von Stammestradition und von Wissen im allgemeinen werden in gebundener Sprache, oft mit Singstimme, vorgetragen. Die Rituale des menschlichen Lebens bei Geburt, Erziehung, Arbeit, Hochzeit, Tod und Begräbnis werden von Gesang begleitet. Peter Dronke zitiert die Worte des berühmten griechischen Kirchenvaters, des Predigers „mit dem Goldmund“, Johannes Chrysostomos, der 397 n. Chr. Patriarch von Konstantinopel wurde und ein eingeschworener Gegner weltlicher Musik war:

Von Natur aus finden wir ein solches Vergnügen am Gesang, daß sogar kleine Kinder, die noch an der Mutterbrust hängen, wenn sie weinen und verstört sind, in den Schlaf gesungen werden können. [...] Deshalb singen auch oft die Fuhrleute, die um die Mittagszeit ihre Ochsenespanne führen müssen, ein Lied dazu, um sich die Mühe des Weges durch ihren Gesang zu verkürzen. Und nicht nur die Fuhrleute, sondern auch die Weinbauern singen oft, wenn sie die Kelter treten, Trauben lesen, Reben beschneiden, oder sonst eine Arbeit verrichten. Und die Seeleute machen es ebenso, wenn sie die Ruder durchziehen. Auch Frauen beim Weben oder, wenn sie die Fäden auf ihrer Spindel entwirren, singen häufig, manchmal jede für sich, manchmal stimmen sie auch harmonisch in eine Melodie ein (Dronke 1977, S. 3, übers. nach Patrologia Graeca 55, 156 f.)

Es gibt keinen Grund, warum sich die geschilderten Verhältnisse von der Spätantike zum Mittelalter hin wesentlich verändert haben sollten.

Nicht selten begegnen einem auch schon früh erotische Werbesänge. Etwa Spielarten des sogenannten Tageliedes, des Klagegesangs des oder der Liebenden über das

Ende einer glücklichen Liebesnacht, hat man im alten Ägypten, Griechenland und China gefunden. Germanen und Kelten haben da im Altertum keine Ausnahme gemacht, auch wenn alles davon verschollen, weil nicht aufgezeichnet worden ist. Die Schriftkultur wurde bei ihnen erst im Gefolge des Christentums im Frühmittelalter eingeführt, in Skandinavien besonders zögerlich, so daß wir hier, abgesehen von Runendenkmälern, erst Aufzeichnungen ab dem 12. Jh., ja in nennenswertem Ausmaß erst ab dem 13. Jh. kennen (G 191 f.). Aber auch von den geselligen, weltlichen Liedern, welche ein Kapitular Karls des Großen von 789 *winileodos* („Lieder für einen Freund, Verwandten, Geliebten“) nennt und den Nonnen verbietet, haben wir nichts als diese Erwähnung (vgl. GDLABN I, 1, 1988, S. 94). Der lange Verbleib der Dichtung in der Mündlichkeit hat jedoch solches Beharrungsvermögen auch in der Zeit der Schrift ausgelöst, daß wir nirgends so viele alte Inhalte und Gattungen germanischer Dichtung erhalten haben wie auf Island im 13. und 14. Jh. Davon wird Kap. 20 zu berichten wissen. Zusammengesehen mit den spärlichen Resten der vorchristlichen Schicht in anderen germanischen Sprachen zeichnen sich einige wenige Dichtungsgattungen ab, die nicht auf den Einfluß der neuen lateinischen Schriftkultur zurückgehen (wenn sie auch nicht immer davon ganz unberührt geblieben sind): Zaubersprüche, kultische Anrufungen, Genealogien, Heldenkataloge sowie Preis- und Heldenlieder. Ansätze zur Liebesdichtung lassen sich dagegen kaum entdecken.

Die Entwicklung im keltischen Bereich verläuft infolge der bereits im 5. Jh. vollzogenen Christianisierung, die über die Grenzen des Römischen Reichs auch auf Irland übergreift, ganz anders. Der lateinische Einfluß ist seit Anfang des Mittelalters vorhanden. Die Verschriftlichung der volkssprachlichen Dichtung setzt auch schon um die Wende des 7. zum 8. Jh. ein, auch wenn der Großteil davon aus viel späterer Zeit überliefert ist. Gleichwohl enthält diese Überlieferung altbritannische und altirische Götter- und Heldensagen von erstaunlich archaischer gedanklicher (und formaler) Prägung. Daneben fehlt es freilich nicht an christlichen Überformungen. Das gilt noch mehr für kultische Texte, Anrufungen der Naturkräfte um Schutz vor Gefahren und dergleichen. Ziemlich rätselhaft bleibt die Entstehung der irischen ‚Naturdichtung‘ (vgl. W. Meid, in: NHL 6, 1985, S. 134). Die hier zum Ausdruck kommenden subjektiven Empfindungen liegen von der klassisch-antiken Lyrik ziemlich weit ab, so daß diese Gattung immer noch eher als autochthon keltisch gelten kann als die erst später einsetzende weltliche irische Liebeslyrik.

Diese knappen, in einem eigenen kleinen Kapitel vorausgeschickten Andeutungen scheinen unerlässlich, um von Anfang an nachdrücklich davor zu warnen, angesichts der überwältigenden Masse der literarischen Überlieferung Lateineuropas im Mittelalter das antike – klassisch-pagane und christliche – Erbe als Grundlage absolut zu setzen, wie es E. R. Curtius trotz gelegentlicher Relativierungen so nachdrücklich getan hat. Selbstverständlich war es in lateinischer Sprache so gut wie allein herrschend und gab auch de facto alle poetologischen Regeln vor. Doch die volkssprachliche Dichtung wurzelte eben auch in einem Boden, der nicht griechisch-römisch gedüngt war. Mangels ausreichender

alter Schriftzeugnisse muß es bei jeder wichtigen Neuerung der volkssprachlichen Dichtung gegenüber der lateinischen Tradition trotzdem offenbleiben, wieweit sie auf eigener ‚volkstümlicher‘ Überlieferung beruht. Im gesamten mittelalterlichen Europa gab es wohl „Einfache Formen“, wie sie A. Jolles 1930 genannt hat, d. h. narrative Ausprägungen jeweils eigentümlicher spontaner menschlicher „Geistesbeschäftigungen“, Legenden, Sagen, Märchen und andere. Der Legenden hat sich freilich sehr früh die Kirche bemächtigt, so daß auch die ‚volkstümlichsten‘ Produkte kaum je ihrem Einfluß entgangen sind. Sagen sind von der klerikalen Historiographie aufgegriffen, mit deren Instrumentarium angepaßt, aber auch nicht selten mit demselben als unhistorisch abgestoßen worden, wurden aber trotzdem vom Laienpublikum geliebt, in Adelskreisen insbesondere die Heldensagen, mit deren Protagonisten man sich verbunden fühlte, oft auch verwandt glaubte. Die Märchen, denen jede historische, aber auch christlich-glaubensmäßige Anbindung fehlt, wurden in ursprünglicher Gestalt durch die Kirche von der Schriftkultur ausgeschlossen, kamen aber unter verschiedener Camouflage doch da und dort ans Licht, wo und wie, beurteilt die Forschung freilich unterschiedlich (vgl. Knapp II 2005). Vielfach unberührt vom gelehrten Einfluß blieben natürlich auch Kleinstformen wie Rätsel, Witz, Scherzgedicht, Schwankerzählung, obwohl dergleichen daneben auch dem Alltag des Klerus entspringen und mit volkstümlichem Gut eine Symbiose eingehen kann. Unter den Schwankerzählungen bildet der Tierschwank eine wichtige Teilmenge. Er ist eng verwandt mit der Fabel, aber doch als Gattung deutlich von ihr geschieden (s. Kap. 14). Die Fabel hat sich dem Mittelalter aus der Antike vererbt, aber den volkstümlichen Tierschwank beeinflusst und selbst Einflüsse von außerhalb der Gelehrtenstuben empfangen. Beispiele für die Wechselwirkung der Bereiche hat u. a. J. M. Ziolkowski beigebracht: Bischof Julian von Toledo zitiert in einem lat. Brief von 680/691 als Beispiel der mündlichen Volkspoesie (*cantica vulgarium poetarum*) ausgerechnet eine Geschichte von Wolf und Esel, und die lat. Fabelsammlung *Odos* von Cheriton (um 1200) überliefert uns den ältesten Splitter englischer Tierepik (in Form eines Sprichworts). Gerade die anhaltende Popularität solcher Geschichten hat offenbar die Gelehrten in der Regel daran gehindert, sie aufzuschreiben (Ziolkowski 1993, S. 31).

Am ehesten sollten, darf man vermuten, Einfache Formen im Sinne von A. Jolles dort an die literarische Oberfläche treten, wo die Schriftlichkeit sehr spät einsetzt, d. h. insbesondere auf Island (s. Kap. 20). Und in der Tat hat Jolles versucht, aus der isländischen Saga, genauer der ‚Urform‘ der Isländersaga, die ‚Einfache Form‘ der Sage abzuleiten, die durch die „Geistesbeschäftigung mit den Kennworten Familie, Stamm, Blutsverwandtschaft“ bestimmt sei (Jolles 1930, S. 75). In der Sage sieht er die mündliche sublitterarische Vorstufe der Kunstform Saga, aber eben auch vieler anderer Kunstformen der europäischen Literatur, angefangen mit Homers *Ilias*. Obwohl diese Wesensbestimmung für die Sage doch etwas zu eng sein dürfte, können die verlorenen mündlichen Vorstufen der Isländersagas in der Tat dieser Einfachen Form relativ nahegestanden haben. Wieweit die erhaltenen Sagas sich allerdings von jenen Vorstufen entfernt haben, ist in der Forschung heftig umstritten.

Was wirklich ‚volkstümlich‘, also der Schrift fremd blieb, ist für uns verstummt. Man mag mit Recht fragen, ob für etwas, das wir gar nicht besitzen, ein eigenes Kapitel nötig gewesen wäre. Nur so erhält aber der Umstand genügend Gewicht, daß einerseits der Inhalt dieses Buches nicht nur durch den Verlust von Handschriften, durch die beschränkte Kenntnis des Autors oder durch den Zwang zur Auswahl begrenzt wird, sondern schon durch den Ausschluß breitester Bevölkerungsschichten des Mittelalters von der Lese- und Schreibfähigkeit, daß jedoch andererseits auch die verlorenen geistigen Erzeugnisse jener Schichten ganz wichtige Spuren in den erhaltenen literarischen Texten des Mittelalters hinterlassen haben.



2.

ARTESLITERATUR, BRIEFLITERATUR, ENZYKLOPÄDIE UND LIEBESLEHRE

Lit.: DLFMA – GDLABN – GLMF I – GRLMA VI – LMA – NHL – RDL – Manitius 1931 – Curtius²1953 – Glier 1971 – Karnein 1981 – Bumke 1986 – Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter 1992 – Sachwörterbuch der Mediävistik 1992 – Knapp LG I 1994 – Haug²2004.

Im lateinischen klerikalen Schul- und Hochschulunterricht (G 98–112) werden antike Lehrbücher weiterverwendet, ausgeschrieben, gekürzt und kommentiert, besonders eifrig die Grammatik des Donatus und das Wissenskompendium des Martianus Capella. Wichtige Neuerungen des Hochmittelalters auf dem Gebiete der Grammatik sind die Wörterbücher des Papias (Mitte 11. Jh.) und des Johannes Balbi von Genua († um 1298) sowie der versifizierte Donat des Alexander de Villa Dei (um 1200), auf dem Gebiete der Rhetorik die *Ars dictandi* (Brief- und Urkundenlehre), die *Ars praedican-di* (Predigtlehre) und die *Ars poetica* (G 287–308). Die halb grammatischen, halb rhetorischen, kaum aber poetologischen Dichterlehrbücher (*Artes poeticae*) von Matthäus von Vendôme (um 1175), Galfred von Vinsauf (um 1210) und anderen geben uns nicht nur einen aufschlußreichen Einblick in die Ästhetik des hochmittelalterlichen lateinischen Stils, sondern haben auch beträchtlichen direkten und indirekten Einfluß auf die volkssprachliche Dichtung ausgeübt und gehören somit zu den wichtigsten Grundlagen der mittelalterlichen Literatur. Sie sind daher in meinem einschlägigen Handbuch ausführlich dargestellt worden (G 265–308), worauf hier verwiesen sei.

Die im Rahmen der *Ars dictandi* gelehrt Kunst des Briefschreibens (*Ars epistolandi*) wurde dann in der Praxis reichlich ausgeübt. Der Brief stellt innerhalb der lateinischen Schriftlichkeit eine quantitativ kaum zu überschätzende Größe dar. Als wichtiges Erbe der Antike wird die Gattung durch die Schule weitergegeben und in verschiedenen Lebensbereichen, in Lehre, Verwaltung, Politik, Publizistik, Wirtschaft, aber auch im gesellschaftlichen Leben von Bedeutung. Die Volkssprache dringt in diese Domäne, von Einzelfällen abgesehen, erst im Spätmittelalter ein, zuerst in Italien. Insofern als der Brief (im engeren Sinn) nicht an die Allgemeinheit gerichtet ist, gehört er nicht zur Literatur. Aber die Grenzen sind fließend, auch die gegenüber Urkunden und Akten. Die Gestaltung der Briefe ist durch die Schultradition in hohem Grade formalisiert und standardisiert. Das bedarf eines angemessenen Könnens, aber keiner Originalität. Damit scheidet die Gattung aus unserer Darstellung aus, aber auch durch

ihre durchaus außerliterarischen, lebenspraktischen Zwecke. Doch können Briefe auch einen lehrhaften, historiographischen oder novellistischen Charakter annehmen und dadurch interessant werden. Dann aber gehören sie, vom Rahmen abgesehen, ohnehin überwiegend einer anderen Gattung als dem Brief im engeren Sinne an. Berühmt sind etwa die Lehrbriefe Bernhards von Clairvaux (s. Kap. 4). Im Original sind Briefe kaum je überliefert, sondern in Abschriften und/oder Konzepten und zudem meist in Sammlungen. Das allein erklärt schon, warum wir so wenig Privatbriefe aus dem Mittelalter kennen, aus dem Früh- und Hochmittelalter so gut wie gar keine. Aber Privates und Öffentliches, Persönliches und Allgemeines können einander auf verschiedenste, auch unerwartete Weise durchdringen.

Den außergewöhnlichsten und denkwürdigsten – daher auch bis in die Gegenwart unvergessenen – Fall des Hochmittelalters stellen die Briefe des Philosophen und Theologen Petrus Abaelardus (s. Kap. 3) dar. Die letzten acht Briefe an verschiedene Adressaten sind theologische Lehr- oder Streitschriften und sollen uns hier nicht weiter beschäftigen. Die vorausgehenden acht bestehen aus einer (als Trostbrief an einen fiktiven Freund gerichteten) Autobiographie Abaelards und einem **Briefwechsel Abaelards mit seiner Gattin Heloise/Heloisa**. Sowohl der siebente als auch der achte Brief stammen von Abaelard, der auf den Wunsch Heloises, ihrem Kloster eine Nonnenregel zu geben, reagiert. Es handelt sich also auch um eine monastische Unterweisung, die uns hier viel weniger interessiert als die vorausgehende menschliche Katastrophe. Die Briefe 1–8 sind einheitlich und spät überliefert, in neun Handschriften, von denen keine über das späte 13. Jh. zurückreicht. Das allein hat schon Anlaß gegeben, die Echtheit dieser Briefe anzuzweifeln. Des weiteren ist die Einheitlichkeit des Stils durch alle acht Briefe hindurch aufgefallen. Ebenso fehlen sichere sekundäre Reflexe bis zur zweiten Hälfte des 13. Jh., wo Jean de Meun im *Roman de la Rose* (s. Kap. 15) von den beiden Liebenden berichtet (V. 8729–8802) und überdies, getrennt davon, ihren Briefwechsel auch zur Gänze ins Französische überträgt. Schließlich enthält die Autobiographie einzelne Behauptungen, die mit einer frühen Datierung kaum vereinbar erscheinen. Die Diskussion der Forschung hält nach wie vor an; viele Möglichkeiten sind erwogen worden: tatsächlich ausgetauschte Briefe, gemeinsame literarische Produktion der beiden Liebenden, Redaktion oder Abfassung durch eine(n) der beiden, Fälschung durch einen Dritten, der ältere Materialien benützte. Wenige Verfasserprobleme der Mediävistik sind so ideologisch belastet wie dieses, denn es geht um nichts weniger als um die Modernität des 12. Jh. Man kann die Forschung bei P. von Moos I 2005 bequem nachvollziehen, verliert dabei aber rasch den Glauben an die Lösbarkeit der Echtheitsfrage. Selbst das älteste sekundäre Zeugnis, das von Jean de Meun, ist nicht wirklich belastbar. Gewiß war Jean offensichtlich der Meinung, einen authentischen Briefwechsel vor sich zu haben, doch könnte er, ca. 150 Jahre nach dessen angeblicher Entstehung, einem Irrtum erlegen sein. Das gewichtigste Argument bleibt in jedem Fall die stilistische Einheitlichkeit der acht Briefe (und die unmittelbare Vergleichbarkeit mit dem Stil anderer Schriften Abaelards), und zwar gegen die Annah-

me sowohl einer späteren Fälschung als auch der Vernehmbarkeit der unverfälschten ‚Stimme‘ Heloises in ihren Briefen II, IV und VI. Am wahrscheinlichsten – aber keineswegs bewiesen! – sind zwei zeitverschobene Bearbeitungen, zuerst durch Abaelard selbst, dann durch irgendeinen Dritten. Wieweit diese Bearbeitungen die jeweils zugrundeliegenden Texte verändert haben, werden wir wohl nie erfahren. Heloise könnte als ausnehmend begabte und lernfähige Schülerin ihres geliebten Meisters durchaus dessen Stil angenommen haben.

So einheitlich Sprache und Stil anmuten, so unterschiedlich sind Aussage und Tendenz der einzelnen Briefe. Bei aller Berücksichtigung des kulturellen Abstandes zum heutigen Betrachter ergeben die acht Briefe nichts, was sich damals hätte als veritaibler ‚Briefroman‘ verkaufen lassen. Die persönlichen Interessen Abaelards kommen überdeutlich heraus und bestätigen das Urteil Ottos von Freising, der Philosoph sei *arrogans suoque tantum ingenio confidens* „anmaßend und nur seinem eigenen Genie vertrauend“ gewesen (Gesta Frederici I, 50), auch wenn er hier die Rolle eines reuigen, frommen Mönchs annimmt, der allerdings nur sein sittliches, nicht sein intellektuelles Versagen eingesteht. Die Haltung der Briefpartnerin steht dieser frommen Askese jedoch diametral entgegen. Jede Interpretation hängt nun davon ab, ob sie Abaelard die Erfindung auch dieser Briefe zum Zwecke einer ganz raffinierten, sozusagen über die Bande gespielte Rechtfertigung der eigenen Person oder gar einem fingierenden Dritten ein solches ingenüoses psychologisches Spiel zutrauen will. Der erste Gedanke scheint extrem sophistisch, der zweite schlicht anachronistisch. Dem faktengläubigen Mittelalter ist am ehesten die Verfertigung eines ‚historischen‘ Konstrukts aus vorhandenen Texten zuzutrauen. Aber auch das bleibt ohne Gewähr.

Abaelards erster Brief, meist als *Historia calamitatum* zitiert (Ausg. v. J. Monfrin 1959), berichtet, wie persönlich gefärbt auch immer, die äußeren Fakten so ziemlich in Übereinstimmung mit den Zeugnissen anderer (vgl. Clanchy 2000). Als Weltpriester und Kanoniker begabt mit einer Pfründe, unterrichtet Petrus Abaelardus (Abailard bei Jean de Meun; nfrz. meist Abélard; geb. 1079) als berühmtester Lehrer seiner Zeit in Paris, ab 1117 dort im Hause des Kanonikers Fulbert, weil dieser besondere Studien seiner hochbegabten Nichte Heloise wünscht. Abaelard verliebt sich in diese und verführt die von ihm faszinierte Schülerin, wird aber von Fulbert in flagranti ertappt, entführt die schwangere Heloise, bietet dann dem Onkel als Genugtuung eine heimliche Hochzeit an, schließt diese auch tatsächlich und hält die Ehe weiter geheim, um seine Stellung als Kanoniker und kirchlicher Lehrer nicht zu gefährden. Fulbert beginnt die Ehe aber bekannt zu machen, obwohl Heloise sie ableugnet. Abaelard bringt sie 1118 ins Kloster Argenteuil bei Paris und zwingt sie später (1119) das Ordensgelübde abzulegen. Fulbert fühlt sich hintergangen und läßt Abaelard 1118 wie einen Ehebrecher kastrieren – eine illegitime Blutrache. Der Bischof von Paris versucht zu applanieren und weist den wieder Genesenen ins Kloster St. Denis ein. Abaelard ist aber weiter schriftstellerisch tätig und wird der Ketzerei angeklagt, überwirft sich auch mit seinen Mitbrüdern und flieht, zieht sich in die Einöde bei Nogent-sur-Seine in der Grafschaft

Champagne zurück, gründet ein Oratorium und beginnt wieder erfolgreich zu lehren, wird dann aber zum Abt von St. Gildas in Rhuys in der Bretagne berufen und übergibt Eremitage und Oratorium (St. Paracletus) als Klostergrundstück an Heloise und ihre Nonnen. Aus Angst um sein Leben flieht Abaelard 1133 aus St. Gildas und nimmt 1135 seine Lehrtätigkeit wieder auf. Schließlich von der päpstlichen Bannbulle 1140 zum Schweigen gebracht, stirbt er 1142 in einer Eremitage in Chalon-sur-Saône. Die *Historia calamitatum* hat er schon nach seiner Flucht aus St. Gildas verfaßt. Heloise stirbt 1164 als Äbtissin des längst päpstlich bestätigten Konvents von St. Paracletus („Tröster“).

Im zweiten Brief beschwert sich Heloise (als Rolle oder reale Person) über die Entfremdung Abailards. Sie habe den Trostbrief an den Freund nur zufällig in die Hände, selbst von ihm aber keine Zeile bekommen, obwohl sie seines Trostes doch so sehr bedürftig sei. Sie fühlt sich ihm noch immer verbunden – in der Tat bleibt die Ehe nach kanonischem Recht unauflöslich, auch wenn die eheliche Gemeinschaft nach dem freiwilligen Eintritt beider Partner ins Kloster aufgehoben ist. Dieser ihr Entschluß war aber gar nicht aus dem einzig legitimen Grund der Gottesliebe geboren. Sie schreibt (Ausz. Muckle 1953, S. 70 f.):

[...] in tantam versus est amor insaniam ut quod solum appetebat, hoc ipse sibi sine spe recuperationis auferret, cum ad tuam statim iussionem tam habitum ipsa quam animum immutaret ut te tam corporis mei quam animi unicum possessorem ostenderem. Nihil unquam, Deus scit, in te nisi te requisivi, te pure non tua concupiscens. Non matrimonii foedera, non dotes aliquas expectavi, non denique meas voluptates aut voluntates sed tuas, sicut ipse nosti, adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper exstitit amica vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti, ut, quo me videlicet pro te amplius humilarem, ampliorem apud te consequerem gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. [...] Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur totumque me orbem confirmaret in perpetuo possidendum, carius mihi et dignius videretur tua dici meretrix quam illius imperatrix.

[...] Liebe schlug in solche Tollheit um, daß sie sich, was sie allein begehrte, ohne Hoffnung auf Wiedererlangung raubte, indem ich auf deinen Befehl hin auf der Stelle sowohl das Gewand als auch den Sinn wechselte, um dich als alleinigen Besitzer meines Körpers und zugleich meiner Seele zu erweisen. Nichts habe ich je, Gott weiß es, bei dir gesucht als dich, ausschließlich dich, nicht das Deine begehrend. Ich erwartete keine Ehebande, keine Morgengabe, trachtete schließlich nicht meine Lüste und Wünsche, sondern, wie du selbst weißt, deine zu erfüllen. Und wenn der Name „Gattin“ heiliger und wertvoller erscheint, war mir das Wort „Freundin“ stets süßer oder – wenn du es nicht übelnimmst – „Konkubine“ oder „Dirne“, damit ich, je mehr ich mich vor dir erniedrige, desto größere Gnade bei dir erlange und so auch den Ruhm deiner Größe weniger verletzte. [...] Gott rufe ich zum Zeugen an, wenn mich der erhabene Kaiser, der über die Welt herrscht, der Ehre der Ehe würdigte und mir den ständigen Besitz des ganzen Weltkreises zusicherte, dünkte es mir lieber und ehrenvoller, deine Dirne als seine Kaiserin zu heißen.

Abaelards Attraktivität für alle Frauen begründet Heloise mit seinem unvergleichlichen Ruhm, seinen körperlichen und geistigen Vorzügen und seinen Liebesliedern, die v. a. die Liebe zu ihr besangen. Sie bezeichnet diese als *amatorio* (lies: *amatoria*)

metro vel rhythmo composita carmina „metrische und rhythmische Liebeslieder“, die um der Worte und der Weise willen in aller Munde waren. Da sie nur die Melodie für die Bekanntheit selbst bei *illitterati* verantwortlich macht, wird es sich wohl um lat. Lieder gehandelt haben, auch wenn sie am Ende des Briefes übertreibend davon spricht, sie seien auf allen Straßen gesungen worden. Ganz anders als ihr Gatte verurteilt und bereut Heloise aber ihre Liebe keineswegs. Nur auf seinen Befehl hin sei sie ins Kloster eingetreten; ebensogut wäre sie in die Hölle gegangen. Denn ohne ihn könne ihr Herz gar nicht existieren. Daß dies wahre Liebe sein müsse, könne doch jetzt, da die Wollust notwendig ein Ende habe, nicht mehr zweifelhaft sein. Alles habe sie aufgegeben, um nur ihm zu gehören. Dafür sei es doch wahrlich nicht zuviel verlangt, sie zu besuchen oder ihr wenigstens Trostworte zu schreiben.

Abaelard antwortet im dritten Brief mit dürrer geistlicher Belehrung. Trost habe er angesichts ihrer Seelenstärke und Frömmigkeit nicht für erforderlich gehalten. Aber er sei dankbar für ihr Interesse an seinem Wohlergehen und bitte sie um ihr und ihrer Schwestern Gebet, auch für den Fall, daß er in die Hände seiner Feinde fallen sollte und sie nur noch nach seinem Begräbnis um sein Seelenheil besorgt sein könnten. Er erreicht so bei seiner Briefpartnerin nur das Gegenteil: Sie wird vor Angst um sein Leben nur noch verzweifelter und hadert im vierten Brief mit Gottes Gerechtigkeit. Warum hat Gott den ehelichen Beischlaf, nicht die vorangehende Hurerei, warum den Gatten, nicht sie, die Hauptschuldige, bestraft? Damit verfällt sie in die seit dem Alten Testament übliche Frauenschelte und zählt die großen Männer auf, die durch Frauen zuschanden wurden: Adam, Samson, Salomon und Hiob. Aber dies schlägt rasch um in ein viel größeres Schuldbekentnis. Sie erklärt sich für unfähig, überhaupt Reue über ihr Liebesverhältnis zu empfinden. Alle Kasteiungen des Leibes seien sinnlos, solange sich ihr Herz von der sinnlichen Liebe nicht losreißen könne. Es folgen die in der Forschung als geradezu verblüffend modern empfundenen Erinnerungen (Ausg. Muckle 1953, S. 80 f.):

In tantum vero illae, quas pariter exercuimus, amantium voluptates dulces mihi fuerunt ut nec displicere mihi, nec vix a memoria labi possint. Quocumque loco me vertam, semper se oculis meis cum suis ingerunt desiderii. Nec etiam dormienti suis illusionibus parcunt. Inter ipsa missarum solemnia, ubi purior esse debet oratio, obscena earum voluptatum phantasmata ita [sibi] penitus miserrimam captivant animam ut turpitudinibus illis magis quam orationi vacem. Quae cum ingemiscere debeam de commissis, suspiro potius de amissis. Non solum quae egimus, sed loca pariter et tempora in quibus haec egimus, ita [tecum] nostro infixata sunt animo, ut in ipsis omnia tecum agam, nec dormiens etiam ab his quiescam. Nonnumquam etiam ipso motu corporis animi mei cogitationes deprehenduntur, nec a verbis temperant improvisis.

So süß aber waren mir jene Liebesfreuden, die wir zugleich genossen, daß sie mir weder mißfallen noch eben dem Gedächtnis entgleiten können. Wo auch immer ich mich hinwende, immer treten sie zusammen mit ihren Sehnsüchten mir vor Augen. Nicht einmal die Schlafende verschonen sie mit ihren Einbildungen. Selbst während der feierlichen Meßfeier, wo das Gebet reiner sein soll, nehmen die lüsternen Phantasien jener erotischen Genüsse die allerärmste Seele so gefangen, daß ich mich jenen Schändlichkeiten mehr als dem Gebet weihe. Da ich über das Begangene jammern

sollte, seufze ich ob des Verlorenen. Nicht nur was wir taten, sondern auch Ort und Zeit, wo und wann wir es taten, haben sich meinem Herzen so eingeprägt, daß ich alles mit dir unter denselben Umständen (immer wieder) tue und auch schlafend davon nicht ablasse. Bisweilen verraten sich sogar allein durch eine Körperbewegung meine Gedanken und halten sich nicht vor unabsichtlichen Worten zurück.

Heloise beglückwünscht Abaelard zur göttlichen Gnade der Befreiung von körperlicher Wollust. (Das entspricht der damaligen Auffassung von der völligen Abhängigkeit der Libido vom Besitz intakter Genitalien. Abaelard hätte es eigentlich besser wissen müssen.) Sie selbst aber beschuldigt sich der Heuchelei. Der äußere Schein ihrer Keuschheit überdecke nur ihr weiterhin sündiges Herz. Selbst ihn, ihren Gatten, habe sie damit täuschen können, doch Lohn von Gott dürfe sie dafür nicht erwarten (Ausc. Muckle 1953, S. 80 f.):

In omni autem – Deus scit – vitae meae statu, te magis adhuc offendere quam Deum vereor; tibi placere amplius quam ipsi appeto. Tua me ad religionis habitum iussio, non divina traxit dilectio. Vide quam infelicem, et omnibus miserabiliorem ducam vitam, si tanta hic frustra sustineo, nihil habitura remunerationis in futuro.

In jeder Lebenslage aber – Gott weiß es – habe bisher ich mich mehr gescheut, dich zu kränken als Gott. Dir zu gefallen mehr als ihm ist mein Bestreben. Dein Befehl hat mich zur geistlichen Tracht gezogen, nicht die Gottesliebe. Sieh, welch unglückliches Leben, ein armseliges als jede andere, ich führe, wenn ich dies im Diesseits ertrage, ohne (dafür) in Zukunft irgendeinen Lohn zu erwarten.

Daher solle Abaelard sie ja nicht loben und damit ihre Eitelkeit und Schwachheit unterstützen, fügt sie zum Schluß hinzu.

Abaelard beteuert im fünften Brief, ihre Abwehr seines Lobes zeuge von echter Demut, die Klage über Gottes Ungerechtigkeit jedoch sei irrig. Der Schlag, der ihn traf, sei ebenso heilsam wie gerecht gewesen, hätten sie beide doch in der Ehe ebenso gesündigt wie zuvor. Er erinnert sie, wie sie bei einem seiner Besuche im Kloster Argenteuil in einer Ecke des Refektoriums miteinander geschlafen hätten. Er beschuldigt sich, sie auch gegen ihren Willen mit Gewalt zur Vereinigung gezwungen und selbst die höchsten kirchlichen Feiertage nicht von solchen Schamlosigkeiten (*turpitudines*) rein gehalten zu haben. Er sei auf andere Weise von seiner maßlosen Begierde nicht zu heilen gewesen als durch Verlust jenes Körperteils, „in dem das Reich der Lust war“ (S. 89: *in qua libidinis regnum erat*). Göttliche Gnade habe ihn vor der Wollust, aber auch vor der sündhaften Selbstverstümmelung gerettet, welche Origenes beging, um denselben körperlichen Zustand zu erlangen. Auf diese Weise habe Gott sie beide schließlich einem weltlichen Leben entrissen und seinem Dienste geweiht. Sie, Heloise, solle also nicht mit Gott hadern, sondern die Züchtigung geduldig annehmen, eingedenk des Leidens und der Liebe Christi (S. 92):

Amabat te ille veraciter, non ego. Amor meus, qui utrumque nostrum peccatis involvebat, concupiscentia, non amor dicendus est. Miseras in te meas voluptates implebam, et hoc totum quod amabam.

Er liebe dich wahrhaftig, nicht ich. Meine Liebe, die jeden von uns in Sünden verstrickte, ist Wollust, nicht Liebe zu nennen. An dir befriedigte ich meine elenden Begierden, und dies war alles, was ich liebte.

Sie dürfe nur um ihren Erneuerer (*reparator*) klagen, nicht um ihren Verderber (*corruptor*), nur um ihren Erlöser (*redemptor*), nicht um ihren Buhlen (*scortator*). Diesem allein habe zwar Gott körperlichen Schmerz bereitet, ihm damit aber eine viel einfachere moralische Aufgabe übertragen als ihr, der schwachen Frau. Ihr Verdienst im Himmel werde so weit größer sein als das seine. Wenn sie die Krone erlange, werde er zwar als ihr Gatte Anteil daran haben. Doch vor allem sei er nun, da sie zur Braut Christi geworden ist, ihr Knecht, der auf ihre Fürbitte hoffe. Daraufhin unterwirft sich nun Heloise. Den sechsten Brief beginnt sie so (S. 94):

Ne me forte in aliquo de inoboedientia causari queas, verbis etiam immoderati doloris tuae frenum impositum est iussionis ut ab his mihi saltem in scribendo temperem a quibus in sermone non tam difficile quam impossibile est providere. [...] Utinam sic animus dolentis parere promptus sit quemadmodum dextra scribentis!

Damit du mich nicht etwa in irgendeiner Hinsicht des Ungehorsams beschuldigen kannst, wurden den Worten meines maßlosen Schmerzes die Zügel deines Befehls angelegt, so daß ich mich beim Schreiben dessen enthalte, wovor es in der Rede nicht sowohl schwierig als vielmehr unmöglich ist sich zu hüten. [...] Wenn doch nur das Herz der Leidenden so bereit zu gehorchen wäre wie die Rechte der Schreibenden!

Der Stil wird hier noch gewundener als sonst – bis jenseits der regelmäßigen Syntax. Jeder Übersetzer hat damit seine liebe Mühe (nur Brost 1938 [1979] nicht, da er insgesamt eher eine Paraphrase als eine Übersetzung liefert). Aber der Sinn ist klar. Heloise ist als Liebende mundtot gemacht. Sie erbittet statt dessen von ihrem Gatten als ein Heilmittel (*remedium*) für ihren Schmerz, auch wenn er ihn nicht ganz beseitigen (*omnino auferre*) könne, Auskunft über die Entstehung der Nonnenorden und eine Regel für ihr Kloster St. Paracletus. Abaelard wird diesen Bitten bereitwillig und ausführlich nachkommen. Weitere Briefe der Ehepartner verweigern jede weitere Auskunft über Heloises Liebe, ob sie unvermindert weiterbestand, wie es die zitierten Worte durchaus nahelegen könnten, oder ob sie doch endlich in einer religiösen Bekehrung erlosch.

Selbst angesichts der beschriebenen unüberwindlichen methodischen Unsicherheit scheint es nicht zu gewagt, die beiden einander entgegengesetzten extremen Auslegungen abzuweisen: Heloise präsentiert sich weder als prometheische Gottesanklägerin noch als konventionelle christliche Büsserin. Sie demonstriert die volle Anerkennung einerseits des mittelalterlichen klerikalen Frauenbildes, das von der körperlichen, geistigen und moralischen Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts und von der notwendigen Leitung durch den überlegenen Mann geprägt ist, andererseits der speziell abaelardischen radikalen Gesinnungsethik, die alles Verdienst äußerer Taten von der inneren Einstellung abhängig macht. Sie übertreibt daher nicht einfach als brave Büsserin ihre Sünden (wie von Moos I 2005, S. 20 f., meint), sondern läßt das Werk nicht für den Willen gelten, der sich eben nicht bekehren kann. Mag auch das ge-

horsame Verstummen zu Anfang des sechsten Briefes der vorgeschriebenen Rolle der Frau entsprechen, die wahre Intention der Schweigenden gibt es nicht preis. Abaelards Ethik hat sich im Mittelalter nicht durchgesetzt. Nicht nur sein theologischer Gegner, Bernhard von Clairvaux, wollte die traditionelle Werkethik nicht einfach verabschieden. So kann es nicht verwundern, daß außerhalb des besprochenen Briefwechsels Heloise nur als heiligmäßige Äbtissin historisch bezeugt ist. Ganz dem Schema des klerikalen Humanismus entspricht auch Heloises Abneigung gegen die Ehe. In der heidnischen Antike gilt jede Bindung des Mannes an eine Frau als Abirrung vom Pfade der Weisheit. Für den Mann Gottes trifft dies dann in der christlichen Ära in gesteigertem Maße zu. Heloise betrachtet sich in ihrer grenzenlosen Verehrung für den Geistesheros Abaelard bestenfalls als seine Muse, kleidet diese aber ins häßliche Gewand der Hure, die keinerlei Besitzansprüche an den Geliebten richten darf. Weniger eindeutig ausgeprägt ist die Parallele zur etwa gleichzeitigen Idee der ‚modernen höfischen Liebe bei den Trobadors (s. Kap. 17). Auch diese propagiert die unbedingte Unterwerfung unter eine geliebte und demütig verehrte Person in völliger Freiheit von allen sozialen und ökonomischen Zwängen und Absichten. Doch diese Person ist hier ausschließlich die Minneherrin, während Heloise als Frau sich ganz dem berühmten Manne unterstellt. Daß sie, wie Abaelard berichtet, als die klügste Frau ihrer Zeit galt, erwähnt sie in ihren Briefen mit keinem Wort. Sie bleibt in der Welt klerikaler Intellektualität gefangen und kleidet ihre nicht versiegenden Liebesgefühle in das Gewand der unbußfertigen Obstination. Dadurch erklären sich leicht ihre in sich oft widersprüchlichen Aussagen. Von der modernen Psychologie geleitete Überlegungen (wie etwa von Bertau 1973, S. 292–303) helfen da kaum weiter. Diese Bekenntnisse der Liebesgefühle bleiben in jedem Falle ein sensationelles geistesgeschichtliches Phänomen. Die zum Klosterleben gezwungene Nonne, die ihren irdischen Geliebten nicht vergessen kann, war ein würdiger Gegenstand einer bis heute fortdauernden Legende. Der Briefwechsel selbst hat diese allerdings ursprünglich sicher nicht begründen wollen, sondern sie vielmehr in einer ziemlich brutalen Bekehrungsgeschichte aufgefangen.



Mögen diese Briefe auch zwischen Klosterinsassen ausgetauscht worden sein, so kann man sich kaum einen größeren Gegensatz zu einem Briefwechsel denken, wie ihn etwa Bernhard von Clairvaux oder Hildegard von Bingen unterhalten haben. Hildegard verkörpert in vieler Hinsicht einen Gegentypus zu Heloise. Sie trat nicht nur als Äbtissin aus der angestammten dienenden Rolle der Frau in der Kirche heraus, sondern auch und vor allem als Seherin. Die Sehergabe unterlag nicht den üblichen geschlechtsspezifischen Restriktionen, sondern wurde im Mittelalter sogar in besonderem Maße den Frauen zugesprochen. Sie galt als höhere, unmittelbar von oben eingegebene, nicht von Herkunft und Ausbildung abhängige Weisheit. So unterhielt denn **Hildegard von Bingen** (1098–1179), die berühmteste Visionärin des 12. Jh., einen

ausgedehnten Briefwechsel (rund 300 Briefe bisher nachgewiesen) mit halb Europa, mit Päpsten, Bischöfen, Äbten, Äbtissinnen, Prälaten, Priestern, Ordensleuten, aber auch weltlichen Herrschern und Laien verschiedenen Standes. Ihre Briefe sind im wesentlichen geistliche Ermahnungen und Belehrungen. Die Legitimation ihrer Lehrautorität bezieht sie dabei stets aus ihrer Sehergabe. Sie spricht *in vera visione, in mystica visione* etc., nicht anders als in ihren großen visionären Schriften (s. Kap. 4). Hervorgehoben seien die Briefe an die Mächtigsten der Zeit, denen sie oft bemerkenswert mutige Ratschläge erteilt, die durchaus auch von ihr erbeten wurden, sowie auf die frühen Briefe an Bernhard von Clairvaux, von dem sich Hildegard mit Recht eine Absicherung ihrer Sehergabe erhofft. Das Mittelalter hat Hildegards Briefe sorgfältig in repräsentativen Handschriften gesammelt, darunter dem Wiesbadener Riesencodex (Hessische LB, Hs. 2), dessen Bestand etwa in MPL 197, 145–382 abgedruckt ist.



Als dritte aus der Antike ererbte Ars des Triviums trat zu Grammatik und Rhetorik die Dialektik hinzu, deren Entwicklung allerdings nicht so gerade und innerlateinisch abläuft wie die der beiden anderen, da hier die sukzessive Wiederentdeckung der Schriften des Aristoteles seit dem späten 11. Jh. das im Frühmittelalter nur noch spärlich fließende Rinnsal antiker Philosophie enorm verbreitert. Von dieser Entwicklung wird im Kap. 3 die Rede sein. Zuerst sind es wie schon zuvor die logischen Schriften des sog. Organon, die wiederum oder erstmals ins Lateinische übersetzt werden und die sogenannte Scholastik auslösen, ehe dann ab ca. 1200 auch die anderen Traktate des Aristoteles hinzutreten. Damit gerät der sogenannte Vierweg (*quadrivium*) der ‚naturwissenschaftlichen‘ Wissenszweige Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie ins Hintertreffen gegenüber den ‚drei Philosophien‘, der Metaphysik, der Ethik und der Naturkunde. Von der Naturkunde und ihren Teilfächern, Geographie, Zoologie usw., soll hier nur insofern die Rede sein, als sie ab dem 12. Jh. in den neuen Enzyklopädien Aufnahme finden. Ob dieser Terminus für die Wissenshandbücher des 12. Jh., die noch überdeutlich in der Abhängigkeit von den *Etymologien* Isidors von Sevilla († 636) stehen, schon zutreffend ist oder erst für spätere Werke, ist freilich fraglich. Weit hin maßgebend für das 12. Jh. sind die Handbücher *Imago mundi* (*Bild der Welt*) und *Elucidarium* (*Buch der Erleuchtung*) von **Honorius Augustodunensis**, die beide wohl schon um 1100 oder wenig später entstanden und ein schlichtes und zugleich stark theologisch orientiertes Weltbild zeichnen. Gerade ihr populärwissenschaftlicher Charakter sorgte für enorme Verbreitung – ca. 230 Hss. sind erhalten – auch und gerade außerhalb der Hohen Schulen und sogar im volkssprachlichen Bereich, wo kaum eine der prosaischen oder versifizierten Lehrschriften ihr Wissen nicht irgendwie – direkt oder indirekt – aus diesen Quellen bezog. Den geographischen Teil der *Imago mundi* versifizierte etwa Pierre de Beauvais in seiner *Mappemonde* (Anfang 13. Jh.). Das theologische Grundwissen aus dem *Elucidarium*, erweitert durch Ausschnitte aus